

Eva-Maria Faber

Zuspruch der Gnade im Scheitern

♦ Menschliches Scheitern hat viele Facetten. Eva Maria Faber, Professorin für systematische Theologie, spürt der existenziellen Dimension solch tiefgehender Grenzerfahrungen nach und konfrontiert diese mit der „(zu?) einfachen Antwort des Glaubens“ an Heilung, Vergebung und Neuanfang. Ausgehend von der (betenden) Auflehnung gegen das Scheitern wird, gespeist aus der Urkunde christlichen Glaubens und gegen ein magisches und ungeschichtliches Verständnis von Gnade, das „unbarmherzige Scheitern als Weg zum barmherzigen Gott“ erschlossen. (Redaktion)

1. Facetten des Scheiterns

Vergeblich. Ausweglos verrannt. Sackgasse. Scherbenhaufen. Es scheint, als könne es nur immer wieder schief gehen. Missverständnisse, unkontrollierte Bedürfnisse, Fehlreaktionen verzerren Situationen, bringen Beziehungen in Schieflagen, führen zum Ausbruch von Konflikten, münden in Kurzschlusshandlungen. Undurchschaubare Widerstände brechen das eigene Engagement und lassen die eingesetzte Kraft ins Leere laufen. Ein kleiner Zwischenfall oder die unverständliche Entscheidung einer höheren Instanz macht unerbittlich den Arbeitsertrag eines langen Zeitraums zunichte.

Etwas in uns wehrt sich. Sehnsucht nach einer neuen Chance, nach dem neuen Anfang bricht auf. Ab einem bestimmten Punkt sollte ich nochmals beginnen dürfen, diese oder jene Entscheidung sollte nochmals revidierbar sein. Aber das Leben ist so verfasst, dass es kein Zurück gibt. Nicht ein Jahr, nicht einen Tag, nicht fünf Minuten, nicht die vergangenen zwei Sekunden.

Scheitern heißt: Ich muss mir eingestehen, dass etwas in meinem Leben zer-

brochen ist. Eine Vision. Eine Hoffnung. Eine Beziehung. Und letztlich ist mit all dem in mir selbst etwas zerbrochen. Ein Stück von mir ist wie ein abgebrochener Zweig; meistens ein stärkerer Ast, der die Substanz meines Lebensbaumes trifft. Ich bin getroffen an der Stelle, an der ich am empfindlichsten bin. Keine Kosmetik kann mir, vielleicht auch anderen, verbergen, wie mein Leben verstümmelt bleibt.

Bei näherem Hinsehen sind verschiedene Konstellationen des Scheiterns zu unterscheiden. Manches Scheitern ist in Bedingungen begründet, über welche die handelnde Person keine Macht hat, an denen sie scheitert, und dies womöglich in einem selbstlosen Einsatz. In anderen Zusammenhängen sind Schuld und Versagen im Spiel. Doch selbst dann ist es nicht Unschuldswahn und Schuldverdrängung, wenn manches Scheitern nur als tragisches Verhängnis empfunden wird. Es gibt ein Scheitern, welches so sehr Verstrickung in Unheilszusammenhänge ist, dass die Schuldfrage zurücktritt. Die Täter sind Opfer, die Opfer Täter, und alle zusammen leiden verzweifelt an dem, was sie anrichten.

Treffender als moralische Schuldzuweisungen sind die Bilder etwa der Psalmen von den Abgründen, die sich auftun, von den Fluten, die über Menschen daherausfahren, von Strudeln, die hinabziehen. Entfremdet die Gefährten – haben sie sich entfernt? Habe ich mich sündhaft abgesondert? Von allem etwas oder nichts von beidem – es bleibt das Abgeschnittensein von Lebensadern. Ja, es ist auch meine Schuld, aber ich schreie vor Schmerz darüber, weil ich letztlich das Gute im Sinn hatte und lieben wollte.

Indes gibt es nicht nur die Grauzone und das Verhängnis. Peter Noll fasst eine Szene aus dem Roman „Der Idiot“ von Fjodor Dostojewski prägnant folgendermaßen zusammen. „Stelle bei Dostojewski: In einer kleinen Gesellschaft wird ein Spiel vorgeschlagen, in welchem jeder erzählen soll, wo er sich in seiner Vergangenheit als der unanständigste und mieseste Typ vorgekommen ist. Jeder gibt eine Episode zum besten, in welcher er zwar nicht besonders gut abschneidet, aber doch auf allgemeines Verständnis stösst [sic]. Nur einer erzählt eine Geschichte aus seiner Vergangenheit, in der er sich wirklich wie ein Schwein, gemein, niederträchtig benommen hat. Jetzt sind alle empört, entsetzt, das Spiel ist geplatzt.

Jeder hat solche Stellen in seiner Vergangenheit, Stellen[,] über die er nie mit jemandem sprechen kann“¹.

Gescheitert – an meinen eigenen Idealen, an Selbstverständlichkeiten menschlichen Zusammenlebens, am Menschsein. Das ist kein Spiel mehr, das ist Ernst. Entsetzlicher Ernst, vor dem andere sich entsetzen – vor dem man sich selbst entsetzt.

Scheitern, so oder so, ist eine Grenzerfahrung eigener Art. Die Grenze, an die

ich stoße, ist nicht eine unverfügbare Grenze, die sich unmittelbar aus der Endlichkeit des geschöpflichen Lebens ergibt. Krankheit und Tod etwa sind nicht im eigentlichen Sinne ein Scheitern; wohl allerdings kann der verlorene Kampf gegen eine Krankheit als Scheitern erfahren werden. Scheitern bedeutet, begrenzt zu werden durch eine Grenze, die auf rätselhafte, ärgerliche, schmerzliche Weise enger gezogen ist, als es eigentlich möglich wäre. Scheitern bedeutet, zurückgeworfen zu werden von einem nach eigenem Ermessen erreichbaren Ziel, abgeschnitten zu werden von einer an sich offenen Möglichkeit. Scheitern bedeutet, zurückzubleiben hinter einem für realistisch gehaltenen oder zwischen Menschen sogar selbstverständlichen Niveau an ethischer Verantwortung. Scheitern bedeutet, an Grenzen zu kommen durch eigenes Versagen oder durch unzuträgliche Umstände, durch etwas, das nicht so hätte sein müssen. So hat das Scheitern etwas Zufälliges. Es hätte doch anders möglich sein können, ja, das eigene Empfinden sagt vielleicht: Es hätte doch anders möglich sein *müssen*.

Verständlich die Sehnsucht, in einem zweiten Anlauf das nur zufällig Gescheiterte zu revidieren, eine neue Chance erhalten zu dürfen.

2. Die (zu?) einfache Antwort des Glaubens

Die christliche Antwort auf tragisches und schuldhaftes Scheitern ist ... zu einfach. Es ist die Antwort der schöpferischen Gnade: Heilung, Vergebung, neuer Anfang.

Die Schwierigkeit dieser einfachen Antwort ist, dass sie keine glatte Lösung der Situation des Scheiterns bietet. Weder

¹ Peter Noll, Diktate über Sterben und Tod. Mit der Totenrede von Max Frisch. Zürich 1999 [erste Ausgabe 1984], 128. Vgl. Fjodor Dostojewski, *Der Idiot*. München: Piper, 1983, 219–238.

wird die objektive Aussichtslosigkeit der Situation behoben, noch ist die subjektive Erfahrung schon gleich verwandelt. Und so kann der Eindruck entstehen, innergeschichtliches Scheitern werde durch das, was wir im Glauben Gnade nennen, allenfalls geschichtsübergreifend oder -jenseitig ins Positive gewendet.

Eine solche Aussicht darf auch keinesfalls aus dem Blick geraten und verstellt werden. So gewiss der christliche Glaube keine bloße Jenseitsvertröstung ist und den Menschen für dieses irdische Leben Fülle verheißt, so gewiss ist die Verheißung Gottes nicht am Ende, wenn die menschlichen und irdischen Möglichkeiten abgebrochen sind. Radikales, abgründiges und auswegloses Scheitern ist eine Möglichkeit menschlichen Lebens, oder besser: Solches Scheitern kann die Möglichkeiten menschlichen Lebens ganz real und irdisch geradezu unheilbar abschneiden. Es gibt menschliche Schicksale (das unaufhaltsame Scheitern eines Lebens in der Drogenkarriere nach unten; scheinbar unheilbares Verstricktsein in Schuld), die uns kaum mehr anderes übriglassen, als uns oder andere noch mit letztem Glaubensmut den Händen Gottes anzuvertrauen. Beschönigende und beschwichtigende Verharmlosung, etwa weil wir Christen doch „erlöst“ aussehen sollen, ist fehl am Platz.

Der Glaube verstellt nicht die Wahrnehmung solcher Erfahrungen mit all ihren Fragen nach Sinn und Sinnlosigkeit des Lebens. Er müsste vielmehr Mut wecken, auch solche Erfahrungen nicht zu verdrängen und Menschen in solchen Situationen nicht aus dem Weg zu gehen. Glaubende dürfen sich trauen, der Abgründigkeit des Lebens ins Auge zu schauen, weil die christliche Botschaft einen Anker in das ausgeworfen hat, was die diesseitigen Bilanzen relativiert. Der Trost

der Verheißung einer Zukunft, die unsere Geschichte übersteigt, muss ebenso hörbar bleiben wie die Zuversicht, dass bei Gott möglich ist, was Menschen unmöglich ist.

Gleichwohl gibt es daneben ein Scheitern, das nur scheinbar ein letztes Scheitern ist und in dem der Glaube seine zukunftsstiftende Kraft auch auf dem konkreten irdischen Lebensweg entfalten will. Da die Gnade dabei nicht ein Zaubermittel ist, welches Situationen oder Menschen unvermittelt umschafft, ist zu fragen: Wie kann der Zuspruch vergebender und heilender Gnade sich so in die Situation des Scheiterns hineinverweben, dass Heilung und Vergebung auch existenziell erfahrbar werden? Und wenn eine Verheißung von Zukunft nach dem Scheitern nicht ohne das Ergreifen solcher Zukunft wirksam wird – wie löst der Zuspruch der Gnade einen heilsamen Prozess im menschlichen Leben aus, der ein Weitergehen möglich macht?

3. Sprachgewänder für die Not des Scheiterns

Scheitern bricht eine Dynamik, nimmt eine Zuversicht, kränkt die eigene Würde. Ein Lebensbogen erschlafft. Das erste heilsame Kunststück ist es, diese Brechungen und Gebrochenheiten ins Wort zu bringen. Denn das Verstummen im Scheitern wäre dessen Ratifikation. Wo Menschen ihre Not – klagend, protestierend – zur Sprache bringen, bleiben sie nicht bei der gebrochenen Dynamik stehen, sondern lassen sich auf einen neuen Spannungsbogen ein.

Eine Hilfe kann das Sprachkleid sein, das Psalmen für die Not auch des Scheiterns bereithalten. Diejenigen, die vor Resignation verstummen, laden sie ein, doch wenigstens das eine noch zu sagen: „Ich

bin verstummt; ich tue den Mund nicht mehr auf“ (Ps 39,10; vgl. Jes 53,7) – damit sie vielleicht doch noch weiter sprechen, doch noch die eigene Not hinaus schreien. Denn in dieser Klage wäre ein Nein zu entdecken, das einem Ja zu einer weiteren Zukunft den Weg bahnt.

In Ps 102 betet ein „Unglücklicher“, der sein Geschick beklagt. Aus einem nicht genauer benannten (wohl durch die geschichtliche Situation des Volkes Israel bedingten: vgl. VV 14–17) Grund ist ihm seine Lebensgestalt zerfallen. „Meine Tage sind wie Rauch geschwunden, meine Glieder wie von Feuer verbrannt. Versengt wie Gras und verdorrt ist mein Herz, so dass ich vergessen habe, mein Brot zu essen“ (VV 4f). Die Not, die hier thematisiert wird, scheint jedenfalls nicht primär in Krankheit zu bestehen; vielmehr ist eine existenziell angefochtene Situation Grund für physische Schwäche. Das Leben ist ruiniert und vereinsamt. „Vor lauter Stöhnen und Schreien bin ich nur noch Haut und Knochen. Ich bin wie eine Dohle in der Wüste, wie eine Eule in öden Ruinen. Ich liege wach und ich klage, wie ein einsamer Vogel auf dem Dach“ (VV 6–8). Das eigene Scheitern wird von anderen sogar noch mit Spott verfolgt. „Den ganzen Tag schmähen mich die Feinde, die mich höhnen, nennen meinen Namen beim Fluchen. Staub muss ich essen wie Brot, und Tränen mische ich in meinen Trank“ (VV 9–10). In der eigenen Erfahrung ist nicht einmal mehr Gott Verbündeter; er selbst ist es, von dem der Beter sagt: „Er hat meine Kraft auf dem Weg gebrochen, er hat meine Tage verkürzt“ (V 24). Auf dem Höhepunkt der Klage bringt der Beter diesen Verdacht in die direkte Anrede, ja Anklage vor Gott: „Auf mir lasten dein Zorn und dein Grimm. Du hast mich hochgerissen und zu Boden geschleudert“ (V 11).

Wenn eine Lebensdynamik gebrochen ist, ist Protest heilsam. Er schützt vor Resignation. Wo Menschen protestieren, haben sie sich nicht mit dem Scheitern abgefunden, sind sie noch oder wieder bereit für eine andere Zukunft. Protestieren sie gar betend, so begeben sie sich in den Bereich des Dialogischen, in dem eine Gnadenzusage hörbar werden kann.

So gelingt es dem Beter von Ps 102, Gott nicht nur als Urheber seiner eigenen Not anzuklagen, sondern gleichwohl noch das Antlitz und Ohr Gottes als rettende Instanz zu sehen. „Herr, höre mein Gebet! ... Verbirg dein Antlitz nicht vor mir! Wenn ich in Not bin, wende dein Ohr mir zu! Wenn ich dich anrufe, erhöhe mich bald!“ (VV 2f). Die Zuversicht dazu nimmt der Beter aus der Glaubenstradition, die er sogar selbst bereichern will (vgl. V 19). Denn der Herr „wendet sich dem Gebet der Verlassenen zu, ihre Bitten verschmäht er nicht. ... [Er] schaut herab aus heiliger Höhe, vom Himmel blickt er auf die Erde nieder; er will auf das Seufzen der Gefangenen hören und alle befreien, die dem Tod geweiht sind“ (VV 18,20f).

Solange die Klage sich noch an Gott wendet, setzt sie auf das Hören Gottes, der gerade dann nicht weghört, wenn er den Verlassenheitsschrei dessen hört, der sich von Gott selbst verlassen wähnt. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ (Ps 22). Christen glauben, dass sie diesen Psalm mit Gott – dem menschengewordenen Sohn – zusammen beten können. Das macht den Notschrei nicht so gleich erhabener, und doch haben Gläubende immer wieder Trost in der Zuversicht gefunden, in der letzten Einsamkeit doch nicht allein zu sein.

4. Gnadenzuspruch als Zusage der Fruchtbarkeit des Gescheiterten

Die Situation des Beters von Ps 102 ist der Klage des Gottesknechts aus dem 2. Gottesknechtslied (Jes 49,1–9) verwandt, das hier noch einen Schritt weiterführen kann.

Eindrückliches Schlüsselwort dieses Liedes ist das schmerzliche „vergeblich“. „Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan“ (Jes 49,4). Diese Klage muss in ihrer ganzen Abgründigkeit ausgelotet werden. „Vergeblich“, das mag im Inneren eines Menschen vielfach widerhallen. Vergänglich all das Eingesetzte, im Beruf, im Bemühen um Versöhnung mit einem anderen Menschen, in der Erziehung der Kinder. Vergänglich die verbrauchte Energie, ob nun im geistigen oder im physischen Bereich. Vorläufige Sinnerfahrungen scheinen eingeholt, überholt, geradezu verspottet durch Sinnlosigkeit. Es bleibt ein bitterer, schaler Geschmack, ein großes, übermächtiges Fragezeichen.

Das „vergeblich“ wird von dem gesprochen, der als „Gottesknecht“ berufen seine Existenz in den Dienst des Herrn eingesetzt hatte. Die erfahrene Vergänglichkeit wird im 4. Gottesknechtslied weiter entfaltet (Jes 52,13–53,12). Am Geschick des Gottesknechtes – der in christlicher Deutung transparent für das Geschick Jesu ist – wird ablesbar, was Kernbotschaft des christlichen Glaubens ist und als Zuspruch im Scheitern hörbar werden muss. Zuversicht im Scheitern schöpfen Christen im Glauben an die Auferstehung des Gekreuzigten, der als das sterbende Weizenkorn Frucht bringt durch den Tod hindurch. Im Blick auf ihn darf die Überzeugung wachsen, dass das, was im eigenen Leben ver-

geblich scheint, doch zur Ernte des Reiches Gottes beitragen wird. Gott ist derjenige, der die Tränen in einem Krug sammelt (Ps 56,9) und dem das Sterben seiner Frommen kostbar ist (Ps 116,15). Der Gottesknecht des Liedes bleibt nicht beim „vergeblich“ stehen, sondern setzt auf die größere Gerechtigkeit, die der Herr schaffen wird. „Aber mein Recht ist beim Herrn“ (Jes 49,4). Dies müssen im Rückblick von Jes 53,10 auch die betroffenen Zurückbleibenden eingestehen. Gott verschafft dem Wirken des Gottesknechtes die Fruchtbarkeit, die es nur scheinbar nicht hatte (vgl. Jes 49,6; 53,4–6.10–12).

Die Gelassenheit, die durch solchen Glauben möglich ist, stellt sich nicht von selbst ein.

5. Die Gnade des neuen Sehens

Paulus beschreibt im 2. Korintherbrief die Geschichte seiner Bedrängnisse, in denen er in die Enge getrieben, gehetzt, niedergestreckt wird. „Wir wissen weder aus noch ein“ (2 Kor 4,8). Doch Paulus gelingt es, diese vielfältig beschriebenen Bedrängnisse in paradoxer Weise zu durchschauen auf eine andere Dimension hin. Selbst dort, wo er in die Enge getrieben weder aus noch ein weiß, gibt es doch noch Raum. „Wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; ... wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet.“ Eine Geschichte, in der fortwährend letzte Energien verbraucht werden und Widerstände den Elan des Eingesetzten abbrechen, wird durchschaut auf eine Geschichte, in der Gottes Kraft wirksam wird. Da, wo das eigene Leben der Vergänglichkeit ausgeliefert ist, scheint das Todesleiden Jesu auf – „damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird“ (2 Kor 4,10).

Beim Umgang mit dem Scheitern kommt es, darauf macht Paulus aufmerksam, auf die Art des Schauens an. „Die kleine Last unserer gegenwärtigen Not schafft uns in maßlosem Übermaß ein ewiges Gewicht an Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare starren, sondern nach dem Unsichtbaren ausblicken; denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ist ewig“ (2 Kor 4,17f). Die Einheitsübersetzung interpretiert hier bereits. Im Griechischen steht für das Schauen des Sichtbaren und des Unsichtbaren nur ein einziges Verb. Doch die Interpretation – *Starren* auf das Sichtbare, *Ausblicken* nach dem Unsichtbaren – gibt eine Erfahrung wieder. Es ist die Erfahrung, vom Sichtbaren, gerade wenn es widerwärtig ist, in Bann gezogen zu sein. Das – bald einmal überdimensionierte – Faktische hat mich im Griff, es lässt keine Distanz mehr zu. Paulus benennt eine Alternative: auf das Unsichtbare zu schauen. Von 2 Kor 5,1–10 her ist die künftige Auferstehungswirklichkeit gemeint, die Paulus aber 2 Kor 4, 7–12 als Leben Jesu bereits in der Gegenwart wirksam sieht – jedoch verborgen. Dies ist Grundtenor des Neuen Testaments. Bei allem Erfüllungsbewusstsein weiß es sehr wohl und erinnert immer wieder daran, dass das Ganze des Heils, auf das in der Gegenwart gesetzt wird, doch erst künftig offenbar werden wird. „Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffnung aber, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung... Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld“ (Röm 8,24f; vgl. z.B. auch Apg; Hebr 11; 1 Petr 1,6f; 4,12f).

Solche Einweisung zum Ausschauhalten nach einer Tiefendimension der Wirklichkeit, die erst künftig offenbar wird, läuft nicht darauf hinaus, den Glauben als erfahrungsjenseitig zu erklären und so für

das alltägliche Leben bedeutungslos werden zu lassen. Der Glaube will Lebenskunst sein, jedoch nicht als ein besonders raffinierter Umgang mit den irdischen Gegebenheiten. Er ist Lebenskunst im Weiten der Horizonte und darum einzuüben als Fähigkeit, das Leben und die Welt mehrdimensional wahrzunehmen. Wer dies vermag, entgeht dem unmittelbaren Ausgeliefertsein an die Fakten.

Der Weg dahin verläuft heute nicht anders als für die Glaubenden der Bibel: im stets neuen Erinnern des gegebenen Versprechens; im beharrlichen Setzen auf die Verheißung. Sie entfaltet tragende Kraft, wenn sie in das eigene Leben, das eigene Selbstverständnis integriert ist. Dies hat mit einer Entscheidung zu tun: ob ich die Erfolgsgesetze dieser Welt unterschreibe und ihnen folgend das Gelingen des Lebens suche, oder ob ich den Seligpreisungen traue. Sich unter die Seligpreisungen stellen setzt das Vertrauen zu dem voraus, der ihre Verheißungen erfüllen kann. Doch wer genau hinschaut, vermag immer wieder schon hier und jetzt zu erkennen, dass die größere Schönheit auf Seiten des Lebens derer liegt, die hier seliggepriesen werden.

Die Zuversicht, dass kein Scheitern vergeblich ist, aktiviert auch Kräfte zum Weitergehen. Doch wie ist es möglich, das Scheitern mitten im Leben in einen Neuaufbruch zu wenden?

6. Die Gnade des neuen Aufbrechens

Scheitern verschließt Lebens- und Zukunftsmöglichkeiten. Es gibt da eine Aufgabe, bei der ich nicht weiterkomme und irgendwann endgültig eingestehen muss, dass mein Bemühen keine Zukunft hat. Hatte diese Aufgabe das Gewicht eines Le-

bensprojektes, so ist ein solches Eingeständnis bitter. Der Fluchtpunkt bisherigen Strebens ist genommen – die Energie des Strebens daraufhin versiegt. Und dann?

Die Gnade ersetzt nicht die Prozesse, mit denen Menschen Erfahrungen des Scheiterns deuten und verarbeiten. Dies gilt insbesondere für solche Situationen des Scheiterns, die Keim für eine biografische Neuorientierung sein können. Die Gnade zaubert solche Situationen nicht um; der Glaube an die größeren Möglichkeiten Gottes dispensiert Glaubende nicht davon, die eigenen Erfahrungen von Vergeblichkeit als Läuterungsprozesse im eigenen Leben fruchtbar zu machen.

Die Bibel erzählt verschiedene Geschichten des Scheiterns, die ihre entscheidende Wende in einem Perspektivenwechsel nehmen.

In der Geschichte des Jona ist es die Einladung Gottes an den Propheten, seine Perspektive unbeirrbarer und unbeeinflussbarer Ausführung einmal ins Auge gefasster Ereignisse bekehren zu lassen in die göttliche Bereitschaft, sich vom Handeln der Menschen umstimmen zu lassen. Übertragen: Muss ich eine Entwicklung als Scheitern verstehen, weil sie nicht jenen Verlauf genommen hat, den ich mir vorgestellt hatte? Kann nicht gerade der Glaube an den je größeren Gott den Blick für veränderte, positive Möglichkeiten auch in der auf den ersten Blick als Scheitern empfundenen Situation öffnen?

Vom erfolglosen Fischfang der Jünger wird in den Evangelien in zwei Versionen erzählt (Lk 5,1–11; Joh 21,1–11). Ein sich absenkender Handlungsbogen – das bisherige Bemühen war vergeblich geblieben – wird im buchstäblichen Sinn neu hervorgerufen. Viele Menschen haben sich durch die Geschichte hindurch im geist-

lichen Umgang mit dieser Perikope von dem Neuaufbruch des Petrus mitnehmen lassen und sind selbst dem Wort gefolgt, das sie aus der Resignation herausrief: „Doch wenn du es sagst, werde ich die Netze auswerfen“ (Lk 5,5). Auf dein Wort hin – gebe ich noch nicht auf. Auf dein Wort hin – breche ich nochmals auf. Auf dein Wort hin – fixiere ich mich nicht auf das Gescheiterte, sondern versuche es nochmals. Versuche es nochmals auf eine präzisere Weise: „Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet etwas fangen“ (Joh 21,6). Oder es geschieht „auf dein Wort hin“ Neues: ich lasse mich darauf ein, von dem einen (dem Fischfangen, der bisherigen Perspektive) zu lassen und mich auf Neues einzustellen. „Von jetzt an wirst du Menschen fangen“ (Lk 5,10).

Ein Perspektivenwechsel eigener Art geschieht in der Perikope vom Gelähmten am Teich von Betesda (Joh 5,1–9). Der Gelähmte erwartete die (Er-)Lösung seiner Situation vom Hinabsteigen in das aufwallende Wasser. Die Anstrengung, endlich rechtzeitig zu diesem rettenden Ereignis einzutreffen, bleibt vergeblich. Das aussichtslose Scheitern des Lahmen wird nicht behoben, indem sich doch noch seine Hoffnung erfüllt, ins wallende Wasser zu gelangen. Heilung erfolgt aus dem souveränen Wort Jesu. Wenngleich das Johannesevangelium die Heilungskraft Jesu hervorheben will, ist damit zugleich doch auch eine Wende der Aufmerksamkeit mit angeleitet. Liegt das, was mein Leben gelingen lässt, vielleicht doch nicht in dem, woran ich so hartnäckig scheitere?

Scheitern kann in heilsamer Weise Fixierungen aufbrechen. Scheitern in diesem Sinne ist eine gewiss unerwünschte, aber dennoch reale Freisetzung von Energien. Was bislang meine Kräfte band, lässt mich

los. Das geht nicht ohne Trauer: Was mich loslässt, muss ich selbst loslassen lernen. Auch hier sind Fixierungen zu brechen. Und auch hier kann der Glaube an den Gott, der mit seinem Ruf neue Perspektiven auf tut, heilsam den Prozess des Perspektivenwechsels tragen. Wer gelernt hat, auf Gottes Wort hin zu leben und sein Leben einzusetzen, wird sich leichter tun, auch den Ruf in Neues hinein zu vernehmen.

7. Das unbarmherzige Scheitern als Weg zum barmherzigen Gott

Kein Scheitern ist tragischer als das Scheitern an sich selbst. Äußerliche Vergeblichkeit lässt sich ertragen, wenn ich vor mir selbst bestehen kann. Sich selbst verfehlt zu haben, wäre die abgründigste Form vergeblich gelebten Lebens. Eben deswegen – kann Scheitern heilsam sein.

Es gehört zum Lebenswerk Jesu dazu, schonungslos Masken und schiefe Lebenseinstellungen zu enttarnen. Masken heuchlerischer und überheblicher Frömmigkeit (Mt 6,1–18; Lk 18,9–14), Masken der Selbstgerechtigkeit (Lk 6,41f), Fehlformen fruchtloser Religiosität (Lk 6,43–49) und Selbsttäuschungen über die Zeichen der Zeit (Lk 7,31–35; 11,29–32; 12,54–59) werden gleichermaßen unbarmherzig angeprangert. Ungeniert spricht Jesus aus, was er an Fehlhaltungen in ihm begegnenden Menschen wahrnimmt, ob dies nun Schriftgelehrte sind (Lk 5,22; 6,8; 7,39f), zufällig zusammengekommene Gäste (Lk 14,7) oder seine eigenen Jünger (Lk 9,46–48); schonungslos und öffentlich prangert er die religiösen Autoritäten seiner Zeit an (Lk 11,37–52; 16,15).

Unbarmherzig? Jesus reißt Masken herunter, um ... zum Scheitern zu brin-

gen. Er hilft in Lebensgeschichten nach, dass das, was sich irgendwann als Sackgasse herausstellen muss, frühzeitig zum Scheitern kommt, weil das Scheitern das Tor zum barmherzigen Vater ist. Scheitern kann ein Weg sein, die eigenen Masken und Versteckspiele aufgeben zu dürfen. Es gibt die Versuchung des Pokerspiels, das, was mich eigentlich bewegt und was in meinem Leben zu bearbeiten wäre, zu überspielen mit Großspurigkeit und Munterkeit, mit hochgespielten Leistungen und herbeigeredeten Anerkennungen. Es endet mit: zu hoch gepokert. Die Maske fällt, die eigene Armseligkeit steht mir und anderen vor Augen. Die Chance des Scheiterns liegt darin, dass es unbarmherzig entblößt, was daraufhin von barmherziger Liebe umfassen werden kann. Das Scheitern macht den Weg in die Erkenntnis frei, dass das Gelingen meines Lebens nicht im Gelingen des Pokerspiels liegt, sondern in der Wahrhaftigkeit, die zu sein, die ich bin.

Was Jesus beabsichtigt, wenn er die Maskerade der Menschen zum Scheitern bringt, verdichtet sich in der Geschichte vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Vater (Lk 15,11–32). Der jüngere Sohn verfolgt sein Lebensprojekt: Aufbrechen, das – in den eigenen Augen – Beste aus dem Leben machen, unbekümmert um die eigene Verantwortlichkeit für das langfristige Gelingen des eigenen Lebens. Auf die wohlgemute Einschätzung des möglichen Gelingens dieses Projekts folgt eine Bauchlandung. Statt des Glücks stellen sich Entbehrung und Erbarmlichkeit ein. Statt triumphierender Realisierung der eigenen Vorstellungen wird das demütigende Eingeständnis nötig, dass dieser Weg ein Irrweg war.

Es tut der heilsamen Wende dem Lukasevangelium zufolge keinen Abbruch,

dass der „verlorene“ Sohn mehr durch faktisches Scheitern als durch unmittelbare Reue und Umkehr zur Einsicht kommt. Es genügt, wenn das Scheitern das falsche Lebensprojekt zerbricht und in Nachdenklichkeit mündet, und wenn sich darin der Gedanke an den barmherzigen Vater einstellen kann (den zu verkünden sich deswegen lohnt, egal wie viele Menschen sich sogleich davon berühren lassen). Der aufglühende Umkehrwille genügt – und für ihn ist es nie zu spät.

In den Evangelien findet sich einer, der in seinem Scheitern ganz am Ende ist, der „Schächer“ am Kreuz (Lk 23,39–43). Brutales Scheitern und brutale Einsicht, dass eigentlich alles schon zu spät ist. Und doch ist es nicht zu spät.

Literatur:

Veröffentlichungen unter zahlreichen anderen: Einführung in die katholische Sakramentenlehre, Darmstadt 2002.

Warum? Der Glaube vor dem Leiden. Mit Beiträgen von *Johannes Brantschen* u.a., Freiburg/Schw. 2003.

Das Ende, das ein Anfang ist. Zur Deutung des Todes als Verendgültigung des Lebens. In: *ThPh* 76 (2001) 238–252.

Art. Vergebung der Sünden. II. Systematisch-theologisch. In: *LThK* 10 (2001) 652f.

Scheitern eröffnet die Möglichkeit zu erkennen, dass ich angenommen bin nicht dadurch, dass ich den Erwartungen entsprochen habe, nicht dadurch, dass ich mein Versagen büße und aufarbeite. Die Verlorenheit des jüngeren Sohnes wird nicht dadurch gewendet, dass er die Chance erhält, durch erniedrigendes Tagelöhnerdasein seine Reue beweisen zu können, sondern durch die offenen Arme des barmherzigen Vaters. Heute noch – wirst du als mein Sohn wieder bei mir aufgenommen,

ohne Vorbehalt, um in der Gemeinschaft mit mir zu leben. Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein (Lk 23,43).

8. Fazit

Auch ohne Glauben kann Scheitern fruchtbar werden. Und auch der Glaube bietet keine einfachen Lösungen, die das Scheitern unmittelbar beheben würden. Was aber ist dann die Verheißung, welche der Glaube im Scheitern ergreift?

Was den Glaubenden im Scheitern geschenkt ist, ist das göttliche Du, das sie anrufen dürfen. Es ist das göttliche Du, von dem Christen glauben, dass es das irdische Schicksal der Scheiternden selbst erlitten hat.

Geschenkt ist eine größere Hoffnung, die ermöglicht, was Psychologen ein „re-framing“ menschlichen Lebens und Selbstverständnisses nennen würden: ein Umdeuten, ein neues Einrahmen der eigenen Situation. Ich darf Vergeblichkeit durchschauen auf tieferen Sinn. Ich darf im Scheitern auf das Wort lauschen, das neue Wege weist.

Geschenkt wird Gelassenheit, das Leben trotz allem von der Gnade Gottes umfassen zu wissen.

„Da ist einer, der mit der Rechnung seines Lebens nicht mehr zurecht kommt, der die Posten dieser Rechnung seines Lebens aus gutem Willen, Irrtümern, Schuld und Verhängnissen nicht mehr zusammenbringt, auch wenn er, was ihm oft unmöglich scheinen mag, diesen Posten Reue hinzuzufügen versucht. Die Rechnung geht nicht auf, und er weiß nicht, wie er darin Gott als Einzelposten einsetzen könnte, der Soll und Haben ausgleicht. Und dieser Mensch übergibt sich mit seiner unausgleichbaren Lebensbilanz Gott oder – ungenauer und genauer zugleich – der Hoffnung auf eine nichtkalkulierbare letzte

Versöhnung seines Daseins, in welcher eben der wohnt, den wir Gott nennen, er lässt sich mit seinem undurchschauenden und unkalkulierten Dasein vertrauend und hoffend los und weiß selbst nicht, wie dieses Wunder geschieht, das er selber nicht noch einmal genießen und als seinen selbstgetanen Besitz sich zu eigen machen kann“².

Die Autorin: Prof. Dr. Eva Maria Faber, geb. 1964 in Osnabrück, studierte katholische Theologie in Münster, Toulouse und Freiburg/Br. Sie promovierte 1992 und habilitierte sich 1998 für die Fachgebiete Dogmatik und Ökumenische Theologie. Seit Juli 2000 arbeitet sie als ordentliche Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie der Theologischen Hochschule Chur.

² Karl Rahner, Erfahrung des Heiligen Geistes. In: Ders., Schriften zur Theologie Bd. 13: Gott und Offenbarung. Zürich 1978, 226–251, 239.